

Sozialpolitische Wochenplauderei.

Die ewig Blinden.

Wesh' denen, die den ewig Blinden
Des Stichtes gold'ne Fackel leih'n!
Sie leuchtet nicht, sie kann nur zünden,

Die ewig Blinden sind nicht, die durch die Sünden
der Böter oder feindliche Geschosse um das Licht der
Augen gekommen sind; ewig blind sind die Lebenden,
die in den Anblick ihres Bankguthabens verfunken weder
die bittende Gebärde des heutigen Tages noch die
drohende des kommenden sehen. Sie wissen nicht, welche
Wucherzinsen die Zukunft von ihnen fordern wird.

Daß er für soundjoviel Kronen monatlich eine Ma-
schine kauft, die soundjoviel Arbeit leistet, darf niemand
vorgeworfen werden; das ist in unserer Gesellschafts-
ordnung geltendes Recht und es tut nicht Unrecht, wer
sein Recht gebraucht, auch wenn diese Maschine außer-
halb der Arbeitszeit ein lebender Mensch ist. Solange
wir diese Rechtsordnung nicht ändern, müssen wir ihre
Folgen hinnehmen. Das uralte Wiener Geschäftshaus
Theyer & Hardtmuth ist durch die Tüchtigkeit seiner
Gründer zu bedeutender Stellung und großen Ansehen
gelangt. Noch heute, wo es schon lange die kunstgemer-
bteste Bewegung nicht mehr führt, sondern ihr nur gögernd
folgt, geht man zu Theyer & Hardtmuth wie man zum
Schwarzen Hund oder in die Hofapotheke geht. Man
bestäme es anders wo gerade so gut und wahrheitsgemäß
billiger, aber die Gewohnheit ist ein starker Kundenhebel.
Das Haus bedient noch immer Hof und Adel und alle,
die ihnen folgen, viele Armer und die, denen ein teurer
Preis die Güte der Ware verbürgt. Auch Kriegsfürsorge-
zwecken, die sich mit Angeboten an die obersten Behör-
den wenden — es sind ihrer jetzt vielleicht schon ein-
tausend geworden — lassen ihre schwarzgelben Kreuze
auf Papier prägen, das sich mit achtschäftigen Züge-

ständnis an die Auslandsfreundschaft, die unter der
Hünnen Decke des selbstbewußten Patriotismus schlum-
mert, noch immer Margaret-Mill nennt, weil es zwar
in allen möglichen Fabriken Österreichs erzeugt, im Be-
sitz Margaretthen aber in Schachteln verpackt wird.

Bei dieser Umwandlung von Halb- in Fertigerzeug-
nisse, einer volkswirtschaftlich wertvollen und für das
Haus Theyer & Hardtmuth entsprechend einträglichen
Arbeit, war auch der Mann beschäftigt, vor dem dieser
Tage im „Abend“ die Rede war. Wir haben
seither näheres darüber erfahren. Es ist nicht geeignet,
die Haltung des Geschäftseigentümers in das Licht
höheren menschlicheren Empfindens zu rücken. Der Mann
war für Dienste, die auch dem selbstbewußtesten Arbeit-
geber persönlich näherbringen, eine Reihe von Jahren
angestellt gewesen, als der Krieg ihn ins Geld rief, um
ihn wenige Monate darauf, schon im Herbst des ersten
Kriegsjahres, blind nach Hause zu schicken. Sein trau-
riges Schicksal rührte die, die sich rühren lassen, weil ihr
Gehz ein Geld und sein Bankkonto ist, die Arbeits-
genossen und -Genossinnen. Sie schossen monatlich eine
Summe zusammen, beiseiden genug, aber doch auch wie-
der groß genug, dem Erblindeten Erleichterung seines
Loses und den Gebern Ehre zu bringen. Alle beteiligten
sich, vom Profuranten des Herrn Theyer bis zur jüngsten,
schlechtestbezahlten Verkäuferin. Herr Theyer beteiligte
sich nicht.

Hergensgüte ist meistens größer als Einkommen und
die Preise der Lebensmittel steigen schneller als die
Leuerungszulagen; die Angelegenheiten mussten seither die
monatliche Gabe an den erblindeten Arbeitsgenossen ver-
ringern. Sie taten es mit Schmerz, aber von den Um-
ständen gezwungen. Er erhält jetzt um dreißig Kronen
weniger. Herr Theyer blieb der Schmerz, weniger
geben zu müssen, erspart. Er hat noch immer gar nichts.
Noch will nicht bitter werden. Entweder oder. Herr
Theyer weiß vielleicht nicht, wie es ist, arm zu sein; sicher-

lich weiß er nicht, wie es ist, arm und blind zu sein, jung,
arbeitswillig nicht arbeiten zu können. Zwar hat man
es ihm gesagt, sogar der Erzherzog, der sich der erblin-
deten Krieger annimmt und, mit mehr Vorstellungskraft
als der Herr Theyer begibt, fremdes Geld nachzufühlen
instande ist. Oder Herr Theyer weiß es. In dem einen
Falle wäre es zwecklos, im anderen würde er zu tief.
Nein, nicht mit Herrn Theyer will ich mich beschäftigen,
sondern mit dem Manne, gegen den er keine Pflicht mehr
hat, weil das Handlungsgesetz für den Blinden
nicht gilt und das Gesetz der Menschlichkeit und Güte nicht
für den Sehenden.

Diesem Blinden wäre nun durch allerlei Umstände
Auslicht auf Erwerb geboten. Mit ein paar tausend
Kronen könnte er den namenlosen Glend der Blindheit,
die hungern und bezweifeln muß, nicht weil es an Er-
werbsmöglichkeiten, sondern weil es an ein paar schädigen
Banknoten mangelt, gerettet werden. Hier kann ein
wenig tüchtigen Unglücklichen als Mensch dem Menschen die
Bruderhand reichen, und denen, die dazu verpflichtet
wären, zeigen, daß wieder einmal Geld nicht das höchste
ist und man zwar vieles dafür kaufen kann, nur eines
nicht: die öffentliche Achtung und den Gruß der sozial
Empfindenden. Es gibt Geld, das reicher macht, wenn
man es ausgibt.

Der „Abend“ vermeidet es sonst, sich an das Gehz
seiner Leser zu wenden; er zieht es vor, soziale Gedanken
nachzurufen. Heute tut er es, aber auch dieses Mal gilt
es nicht in erster Reihe, mittelmäßig zu sein. Wenn wir
unser Leser bitten, es möge uns jeder nach seinem Kön-
nen, aber jeder eine Gabe für diese beiden Kriegsblinden
senden, sei es ein flammender Einspruch gegen eine Wirt-
schaftsordnung, die es gestattet, seine Mitarbeiter, wenn
sie blind geworden sind, wie wertlos gewordene Ma-
schinentheile zum alten Eisen zu werfen.

Noch hoffe, nein, ich bin überzeugt, daß die Leser des
„Abend“ die sittliche Bedeutung dieser Geldsammlung

Der Abend
30. IV. 1917

30
22